

Patricia Highsmith

Salz und sein Preis

ROMAN

Aus dem amerikanischen Englisch von
Melanie Walz

Mit einem Nachwort von
Antje Rávik Strubel

DIOGENES

Titel der 1952 unter dem Pseudonym
Claire Morgan bei Coward-McCann, New York,
erschienenen Originalausgabe: ›The Price of Salt‹
Die vorliegende Übersetzung erschien erstmals 2005
im Diogenes Verlag und folgt der Textgestalt der von Paul Ingendaay
und Anna von Planta (in Zusammenarbeit mit Ina Lannert,
Barbara Rohrer und Kate Kingsley Skattebolff) herausgegebenen
Werkausgabe von Patricia Highsmith 2021
Für die vorliegende Neuausgabe wurde die Übersetzung
behutsam an die neue Rechtschreibung angepasst
Covermotiv: Design von Rahel Bünter
Copyright © Diogenes Verlag

Der Diogenes Verlag wird vom Bundesamt für Kultur
für die Jahre 2026–2028 mit einem Strukturbeitrag unterstützt

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Modern Classics.



www.diogenes.ch/modernclassics

All rights reserved
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2005, 2021, 2026
Diogenes Verlag AG Zürich
info@diogenes.ch · www.diogenes.ch
In Fragen zur Produktsicherheit (GPSR):
[truepages UG \(haftungsbeschränkt\)](http://truepages.de)
Westermühlstraße 29, 80469 München
info@truepages.de
30/26/852/1
ISBN 978 3 257 07408 6

Inhalt

Salz und sein Preis 9

Nachwort der Autorin

zur amerikanischen Neuausgabe 1984 403

Die Verkehrung dessen, was die Welt ist

Nachwort von Antje Rávik Strubel 409

Für Edna, Jordy und Jeff

Erster Teil

Es war die Stoßzeit der Mittagspause in der Mitarbeiterkantine von Frankenberg's.

Es war kein Platz an den langen Tischen; immer mehr Neuankömmlinge reihten sich in die Warteschlange hinter den Holzhindernissen neben der Kasse ein. Zwischen den Tischen suchten Leute mit ihrem Essenstablett in den Händen nach einer Lücke, in die sie sich quetschen konnten, oder nach jemandem, der im Begriff war, seinen Platz zu räumen, doch es war kein Platz. Das Tellerklirren, Stuhlrücken, der Stimmenlärm, die schlurfenden Füße und das Krack-krack-krack der Drehkreuze in dem Raum mit seinen nackten Wänden klangen wie das Lärmen einer einzigen großen Maschine.

Therese aß nervös, die Broschüre »Willkommen bei Frankenberg's« vor sich aufgeschlagen an eine Zuckerdose gelehnt. Die dicke Broschüre hatte sie letzte Woche an ihrem ersten Ausbildungstag ganz gelesen, doch sie hatte nichts anderes dabei, worauf sie sich konzentrieren konnte, um ihre Nervosität in der Kantine zu meistern. Wieder las sie von den Urlaubsvergünstigungen, den drei Wochen Urlaub, die Mitarbeitern gewährt wurden, wenn sie seit fünfzehn Jahren bei Frankenberg's arbeiteten; sie aß das warme Tagesgericht – eine graue Scheibe Roastbeef mit einer Ku-

gel Kartoffelbrei, von brauner Bratensauce bedeckt, einem Berg Erbsen und einem winzigen Pappschälchen mit Meerrettich. Sie versuchte sich vorzustellen, seit fünfzehn Jahren im Kaufhaus Frankenberg's zu arbeiten, und merkte, dass es ihr nicht gelang. »Fünfundzwanziger« erhielten vier Wochen Urlaub, verriet die Broschüre. Frankenberg's stellte auch ein Ferienheim für Sommer- und Winterurlauber zur Verfügung. Eigentlich gehörte noch eine Kirche dazu, dachte Therese, und ein Krankenhaus, in dem man entbinden konnte. Das Kaufhaus war so gefängnisartig durchorganisiert, dass sie hin und wieder mit Erschrecken daran dachte, dass sie dazugehörte.

Sie blätterte schnell um und sah auf einer Doppelseite die großen Buchstaben: »Sind Sie ein Frankenger?«

Sie blickte durch den Raum zu den Fenstern und versuchte, an etwas anderes zu denken. An den wunderschönen schwarz und rot gemusterten Norwegerpullover, den sie bei Saks gesehen hatte und Richard zu Weihnachten schenken könnte, falls sie keine schönere Brieftasche fand als die Modelle, die für zwanzig Dollar angeboten wurden. Daran, dass sie nächsten Sonntag mit den Kellys nach West Point fahren und sich ein Hockeyspiel ansehen könnte. Das große quadratische Fenster an der gegenüberliegenden Wand sah aus wie ein Bild von – wie hieß er? Mondrian. Das kleine Fensterglasquadrat in der Ecke und darum herum weißer Himmel. Und kein Vogel, der hindurchflog. Was für ein Bühnenbild würde man für ein Stück entwerfen, das in einem Kaufhaus spielte? Sie war wieder beim Ausgangspunkt.

Aber bei dir ist es doch etwas anderes, Terry, hatte Ri-

chard zu ihr gesagt. Bei dir steht es doch ohnehin fest, dass du in ein paar Wochen draußen bist, und bei den anderen eben nicht. Richard sagte, nächsten Sommer könne, nein, würde sie in Frankreich sein. Richard wollte, dass sie mit ihm fuhr, und eigentlich gab es keinen Hinderungsgrund. Und Richards Freund Phil McElroy hatte ihm geschrieben, dass er ihr möglicherweise für den nächsten Monat eine Arbeit bei einer Theatertruppe verschaffen könne. Therese hatte Phil noch nicht kennengelernt, doch ihre Zuversicht, dass er ihr eine Stelle besorgen könne, war gering. Seit September hatte sie ganz New York abgesucht, regelrecht durchkämmt, ohne jedes Ergebnis. Wer sollte schon mitten im Winter eine Stelle für eine angehende Bühnenbildnerin haben, die kurz davor stand, ihre ersten Erfahrungen zu sammeln? Ebenso unwirklich erschien es ihr, nächsten Sommer mit Richard in Europa zu sein, mit ihm in den Straßencafés zu sitzen, mit ihm Arles zu durchstreifen, die Orte aufzusuchen, die van Gogh gemalt hatte, mit Richard zusammen Städte auszusuchen, in denen sie sich eine Zeitlang aufhalten wollten, damit er malen konnte. Und in den letzten Tagen, seit sie in dem Kaufhaus arbeitete, war es ihr noch unwirklicher erschienen.

Sie wusste, was ihr an dem Kaufhaus nicht passte. Es war etwas, was sie Richard nie erzählen würde. Es hatte damit zu tun, dass alles, was ihr noch nie gepasst hatte, so lange sie zurückdenken konnte, durch das Kaufhaus verstärkt wurde. Die sinnlosen Verrichtungen, die zwecklosen Strafarbeiten, die sie daran zu hindern schienen, das zu tun, was sie tun wollte oder hätte tun können – in diesem Fall die komplizierte Handhabung der Geldtaschen, der Arbeitskleidungs-

kontrolle und der Stechuhren, die letztlich verhinderte, dass die Angestellten ihre Tätigkeit so reibungslos wie möglich verrichteten, der Eindruck, dass jeder von ihnen mit niemand anderem in Verbindung stand und von allen anderen abgeschieden existierte und dass die Bedeutung, die Botschaft, die Liebe oder was auch immer jedes einzelnen Lebens keinen Ausdruck finden konnte. Es erinnerte sie an Gespräche bei Abendessen oder Cocktailpartys, wo die Worte der Leute über toten, unbeweglichen Gegenständen zu schweben schienen und nie eine Saite angeschlagen wurde. Und wenn einer versuchte, eine tönende Saite zu berühren, blickten ihn unverändert starre Mienen an, wurden so nichtssagende Bemerkungen gemacht, dass sie nicht einmal als Ausflucht erschienen. Und die Einsamkeit, verstärkt durch den Umstand, dass man in dem Laden Tag für Tag dieselben Gesichter sah und vereinzelt Gesichter, die man hätte ansprechen können, aber nie ansprach und nie ansprechen würde. Anders als das Gesicht im vorbeifahrenden Bus, das zu uns zu sprechen scheint, das für einen Augenblick aufblitzt und dann für immer verschwindet.

Jeden Morgen, wenn sie in der Schlange vor der Stechuhr im Untergeschoss wartete und ihre Augen unbewusst die Festangestellten von den Aushilfskräften sonderten, fragte sie sich, wie sie hier hatte landen können – sie hatte auf eine Annonce geantwortet, gewiss, aber das war keine Erklärung für ihr Los hier – und was sie als Nächstes statt eines Bühnenbildauftrags erwarten mochte. Ihr Leben war eine Abfolge von Zickzackbewegungen. Sie war neunzehn und hatte Angst.

»Sie müssen lernen, anderen Leuten zu vertrauen, The-

rese. Vergessen Sie das nicht«, hatte Schwester Alicia sie oft ermahnt. Und oft, sehr oft, hatte Therese versucht, sich daran zu halten.

»Schwester Alicia«, flüsterte Therese leise; die lispelnden Silben hatten etwas Tröstliches.

Therese richtete sich wieder auf und ergriff ihre Gabel, weil der Junge, der die Teller abräumte, sich näherte.

Sie konnte Schwester Alicias Gesicht vor sich sehen, knochig und gerötet wie rosiges Gestein im Sonnenlicht, und die gestärkte blaue Wölbung ihres Busens. Schwester Alicias große knochige Gestalt, die um eine Ecke im Flur kam, zwischen den weißen Emailletischen im Refektorium ging, Schwester Alicia an tausend verschiedenen Orten, und ihre kleinen blauen Augen fanden Therese stets unfehlbar, sahen sie als etwas Besonderes unter all den anderen Mädchen, das wusste Therese, obwohl die dünnen rosa Lippen immer die gleiche gerade Linie bildeten. Sie sah, wie Schwester Alicia ihr die grünen Strickhandschuhe überreichte, in Seidenpapier eingewickelt, ohne zu lächeln, sondern sie ihr an ihrem achten Geburtstag beinahe wortlos und brüsk hinhielt. Schwester Alicia, die ihr mit dem gleichen zusammengepressten Mund erklärte, dass sie ihre Arithmetikprüfung bestehen müsse. Wer sonst hätte sich dafür interessiert, ob sie ihre Arithmetikprüfung bestand? Therese hatte die Handschuhe im Internat hinten in ihrem Zinn Schubfach aufbewahrt, jahrelang, als Schwester Alicia längst nach Kalifornien gegangen war. Das weiße Seidenpapier war weich und faltenlos geworden wie altes Tuch, doch die Handschuhe hatte sie nie getragen. Und schließlich waren sie ihr zu klein geworden.

Jemand bewegte die Zuckerdose, und die Broschüre fiel um.

Therese blickte auf die Hand gegenüber, eine rundliche, alternde Frauenhand, die den Kaffee in einer Tasse umrührte und jetzt zitternd vor Eifer ein Brötchen brach und eine Hälfte eines Brötchens gierig in die braune Bratensauce auf dem Teller tunkte, der genauso aussah wie der Thereses. Es waren rissige Hände, mit Schmutz in den Falten zwischen den Knöcheln, doch an der Rechten steckte ein auffälliger silberner Filigranring mit einem durchsichtigen grünen Stein und an der Linken ein goldener Ehering, und die Ränder der Nägel wiesen Spuren von rotem Nagellack auf. Therese sah zu, wie die Hand eine Gabel Erbsen nach oben führte, und sie musste das Gesicht nicht ansehen, um zu wissen, wie es aussah. Es würde so aussehen wie alle Gesichter der Frauen um die fünfzig, die bei Frankenberg's arbeiteten, gezeichnet von anhaltender Erschöpfung und Angst, die Augen grotesk verzerrt hinter vergrößernden oder verkleinernden Brillengläsern, die Wangen fleckig von Rouge, das dem Grau darunter keine Frische verlieh. Therese brachte es nicht über sich, hinzusehen.

»Sie sind neu hier, stimmt's?« Die Stimme erklang laut und deutlich in dem Getöse, eine fast liebeliche Stimme.

»Ja«, sagte Therese und blickte auf. An das Gesicht konnte sie sich erinnern. Es war das Gesicht, aus dessen Erschöpfung sie alle anderen Gesichter erahnt hatte. Es war die Frau, die Therese eines Abends gegen halb sieben gesehen hatte, als keine Kunden mehr im Laden waren, wie sie sich die Marmortreppe vom Zwischengeschoss heruntermühte, mit den Händen am marmornen Treppengeländer, um et-

was Gewicht von ihren schmerzenden Füßen auf das Geländer zu verlagern. Therese hatte gedacht: Sie ist nicht krank, sie ist keine Bettlerin, sie arbeitet bloß hier.

»Kommen Sie denn zurecht?«

Und hier saß die Frau und lächelte sie an, die gleichen entsetzlichen Furchen unter den Augen und um den Mund. Ihre Augen waren in diesem Augenblick lebendig und blickten zärtlich.

»Kommen Sie denn zurecht?«, wiederholte die Frau in dem lauten Stimmengelärme und Geschirrkloppern.

Therese fuhr sich mit der Zunge über die Lippen. »Ja, vielen Dank.«

»Gefällt es Ihnen hier?« Therese nickte.

»Fertig?« Ein junger Mann in weißer Schürze griff energisch nach dem Teller der Frau.

Mit zittriger Gebärde ließ sie ihn gewähren. Sie zog den Unterteller mit Dosenpfirsich zu sich heran. Wie schleimige kleine orangegelbe Fische glitschten die Pfirsichschnitze jedes Mal über den Löffelrand, wenn sie den Löffel anhob, alle bis auf einen, der gegessen wurde.

»Ich arbeite in der Pulloverabteilung im dritten Stock. Wenn Sie eine Frage haben –«, sagte die Frau nervös und unsicher, als ginge es darum, eine Botschaft auszurichten, bevor man sie unterbrach oder trennte, »dann kommen Sie doch einfach vorbei. Ich heiße Robichek, Mrs. Ruby Robichek, fünfhundertvierundvierzig.«

»Vielen Dank«, sagte Therese. Und mit einem Mal war die Hässlichkeit der Frau verflogen, weil ihre rötlichbraunen Augen hinter den Brillengläsern freundlich und teilnehmend waren. Therese spürte, wie ihr Herz pochte, als

wäre es zum Leben erweckt worden. Sie sah zu, wie die Frau sich vom Tisch erhob, und hielt den Blick auf ihre dicke, untersetzte Gestalt gerichtet, bis sie sich in der Menschenmenge verlor, die hinter der Holzsperrre wartete.

Therese suchte Mrs. Robichek nicht auf, aber jeden Morgen hielt sie Ausschau nach ihr, wenn die Angestellten gegen Viertel vor neun in das Gebäude zockelten; sie hielt Ausschau nach ihr in den Aufzügen und in der Kantine. Sie erblickte sie nie, doch es war nett, nach jemandem in dem Kaufhaus Ausschau zu halten. Es machte ungeheuer viel aus.

Fast jedes Mal, wenn Therese kam, um im siebten Stock ihre Arbeit anzutreten, blieb sie einen Moment lang stehen, um eine bestimmte Spielzeugeisenbahn zu betrachten. Die Eisenbahn befand sich auf einem Tisch neben den Aufzügen. Es war keine große schöne Eisenbahn, wie man sie auf dem Boden ganz hinten in der Spielwarenabteilung bewundern konnte, aber ihre winzigen stampfenden Kolben be-seelte ein Ungestüm, das den größeren Zügen fehlte. Die zornige Erbitterung der kleinen Eisenbahn auf dem ausweglosen Schienenoal schlug Therese in ihren Bann.

Arr-rr-rr!, verkündete die Eisenbahn, wenn sie sich blindlings in den Pappmachétunnel stürzte, und *Orr-rr-rr!*, wenn sie aus ihm auftauchte.

Die kleine Eisenbahn war immer in Betrieb, wenn Therese morgens aus dem Aufzug trat und wenn sie abends den Arbeitsplatz verließ. Sie hatte das Gefühl, dass die Eisenbahn die Hand verfluchte, die sie jeden Morgen in Betrieb setzte. Das Rucken der Lokomotive in den Kurven und das wilde Entlangpreschen auf den geraden Strecken-

abschnitten erschienen ihr wie die rastlose und sinnlose Verfolgung eines tyrannischen Herrn und Meisters. Die Lok zog drei Pullmanwaggon, in deren Fenstern sich die schroffen Profile winziger Menschlein zeigten, und dahinter einen offenen Güterwaggon mit echtem Miniaturbauholz, einen Waggon mit unechten Kohlen und einen Bremswagen, der klappernd um die Kurven ratterte und sich an den dahinsausenden Zug klammerte wie ein Kind an den Rockzipfel der Mutter. Wie ein in Gefangenschaft wahnsinnig gewordenes Wesen, das schon tot war und deshalb nie ermüden konnte, ähnlich den zierlichen Füchsen mit ihrem federnden Gang im Zoo des Central Park, deren komplizierte Schrittfolge sich unablässig wiederholte, während sie in ihren Käfigen im Kreis liefen.

An diesem Morgen wandte Therese sich abrupt von der Eisenbahn ab und ging in die Puppenabteilung, in der sie arbeitete.

Um fünf nach neun erwachte die häuserblockgroße Etage der Spielwarenabteilung zum Leben. Grüne Schonbezüge wurden von den langen Theken entfernt. Mechanische Spielsachen begannen Bälle in die Luft zu werfen und aufzufangen, an Schießständen knallte es, und die Zielscheiben rotierten. Auf der Theke mit den Bauernhoftieren quakte, gackerte und wieherte es. Hinter Therese war ein müdes *Rat-tat-tat* in Gang gesetzt worden, die Trommelschläge des riesengroßen Blechsoldaten, der kampfeslustig den Aufzügen die Stirn bot und den ganzen Tag trommelte. Von der Theke mit Bastel- und Künstlermaterial drang der Geruch frischen Modelliertons herüber, der sie an den Zeichensaal in ihren frühen Schuljahren erinnerte, aber auch

an eine Art Gewölbe auf dem Grundstück der Schule, von dem gemunkelt wurde, es sei eine echte Grabstätte, und durch dessen Gitterstäbe sie als Kind immer die Nase gesteckt hatte.

Mrs. Hendrickson, die Abteilungsleiterin, schleppte Puppen aus den Lagerregalen herbei und setzte sie mit gespreizten Beinen auf die Glasoberflächen der Ladentheken.

Therese grüßte Miss Martucci, die an der Theke stand und die Scheine und Münzen ihrer Geldtasche so konzentriert zählte, dass sie Therese nur mit einer tieferen Verbeugung ihres rhythmisch nickenden Kopfs antworten konnte. Therese zählte den Inhalt ihrer eigenen Geldtasche – achtundzwanzig fünfzig –, trug die Summe auf einen weißen Coupon für den Umschlag mit den Zahlungsbelegen ein und beförderte das Geld in die entsprechenden Fächer ihrer Schublade in der Registrierkasse.

Mittlerweile traten erste Kunden aus den Aufzügen, verharnten kurz mit der verwirrten und leicht erschrockenen Miene, die alle zeigten, wenn sie in die Spielwarenabteilung kamen, und schlugen dann ihre verschlungenen Wege ein.

»Führen Sie die Puppen, die Pipi machen können?«, fragte eine Frau sie.

»Ich hätte gern die Puppe da, aber mit einem gelben Kleid«, sagte eine Frau und schob ihr eine Puppe zu, und Therese wandte sich um und holte die gewünschte Puppe aus einem Regal.

Mund und Wangen der Frau waren wie die ihrer Mutter, bemerkte Therese, leicht narbige Wangen unter dunkelpinkfarbenem Rouge und dazwischen ein dünner roter Mund voller senkrechter Falten.

»Gibt es die Wickelpuppen nur in einer Größe?«

Verkaufsgeschick war nicht erforderlich. Die Leute wollten eine Puppe, egal welche, als Weihnachtsgeschenk. Man musste sich in einem fort bücken und Kartons hervorholen auf der Suche nach einer Puppe mit braunen statt blauen Augen, Mrs. Hendrickson bitten, mit ihrem Schlüssel eine Vitrine aufzuschließen, was sie widerstrebend tat, wenn sie wirklich überzeugt war, dass die betreffende Puppe nicht im Lager vorrätig war, man musste sich hinter der Verkaufstheke entlangschlängeln, um die verkaufte Puppe auf dem Berg von Kartonagen auf dem Paktisch abzusetzen, der ständig wuchs und umkippte, egal, wie oft die Lageristen die leeren Verpackungen wegräumten. Kinder kamen fast nie. Der Weihnachtsmann war dafür zuständig, die Puppen zu bringen, und ihn verkörperten die verzerrten Gesichter und die krallenden Hände. Und doch musste guter Wille sie alle beseelen, dachte Therese, sogar die kühlen, gepuderten Gesichter der Frauen in Nerz und Zobel, die in der Regel besonders arrogant waren und hastig die größten und teuersten Puppen kauften, Puppen mit echtem Haar und mehreren Kleidergarnituren. Gewiss beseelte Liebe die armen Leute, die warteten, bis sie an die Reihe kamen, sich leise nach dem Preis einer bestimmten Puppe erkundigten und bedauernd den Kopf schüttelten und sich abwandten. Dreizehn Dollar und fünfzig Cent für eine Puppe, die keine dreißig Zentimeter hoch war.

»Nehmen Sie sie«, hätte Therese am liebsten gesagt. »Sie ist wirklich zu teuer, aber ich schenke sie Ihnen. Frankenberg's wird sie nicht fehlen.«

Doch die Frauen in den billigen Tuchmänteln, die klei-

nen Männer, die sich hinter schäbigen Schals versteckten, waren schon fort, mit wehmütigen Blicken zu anderen Theken auf ihrem Rückweg zum Aufzug. Wenn Leute eine Puppe kaufen wollten, kam nichts anderes infrage. Eine Puppe war ein besonderes Weihnachtsgeschenk, so gut wie lebendig, fast wie ein Baby.

Kinder waren fast nie zu sehen, nur hin und wieder ein kleines Mädchen und sehr selten ein kleiner Junge an der Hand eines Erwachsenen. Therese zeigte dem Kind die Puppe, die ihm vielleicht gefallen würde. Sie war geduldig, und zuletzt bewirkte eine bestimmte Puppe jene Verwandlung im Gesicht des Kindes, die anzeigte, dass es sich auf das Spiel mit der Illusion einließ, und meistens war es diese Puppe, für die das Kind sich entschied.

Und eines Abends nach Arbeitsschluss sah Therese Mrs. Robichek in dem Kaffee- und Doughnut-Imbiss auf der anderen Straßenseite. Therese trank dort oft eine Tasse Kaffee, bevor sie nach Hause ging. Mrs. Robichek stand hinten in dem Lokal, am Ende der langen Kurve der Theke, und tauchte einen Doughnut in ihren Kaffeebecher.

Therese drängelte sich zu ihr durch, an dem Gewirr von Mädchen und Kaffeebechern und Doughnuts vorbei. Als sie Mrs. Robicheks Ellbogen erreichte, japste sie: »Hallo«, und wandte sich dann zur Theke, als wäre sie nur hier, um Kaffee zu bestellen.

»Hallo«, sagte Mrs. Robichek so gleichgültig, dass Therese jeden Mut verlor.

Sie wagte Mrs. Robichek nicht noch einmal anzusehen. Dabei standen sie Schulter an Schulter aneinandergedrückt! Therese hatte ihren Kaffee halb ausgetrunken, als Mrs. Robi-

chek matt sagte: »Ich nehme die Independent-Linie. Frage mich nur, ob wir je hier rauskommen.« Ihre Stimme klang überdrüssig, ganz anders als an dem Tag in der Kantine. Jetzt ähnelte sie der gebückten alten Frau, die Therese sich die Treppe hatte hinuntertasten sehen.

»Das schaffen wir schon«, sagte Therese beruhigend.

Therese bahnte für sie beide einen Weg zur Tür. Sie fuhr ebenfalls mit der Independent-Subway-Linie. Sie und Mrs. Robichek drängten sich in die träge Masse am Subway-Eingang, die sie allmählich unausweichlich die Treppe hinuntersog wie schwimmende Abfallpartikel im Abfluss. Sie stellten fest, dass sie beide an der Haltestelle Lexington Avenue ausstiegen, obwohl Mrs. Robichek an der Fifty-fifth Street wohnte, östlich der Third Avenue. Therese begleitete Mrs. Robichek in den kleinen Lebensmittelladen, in dem sie ihr Abendessen einkaufen wollte. Therese hätte sich auch etwas zum Abendessen kaufen können, aber in Mrs. Robicheks Gegenwart brachte sie es nicht über sich.

»Haben Sie etwas zu essen zu Hause?«

»Nein, ich will später einkaufen.«

»Wollen Sie nicht mitkommen und bei mir essen? Ich wohne allein. Kommen Sie ruhig.« Mrs. Robichek beendete ihre Einladung mit einem Achselzucken, als erforderte das weniger Anstrengung als ein Lächeln.

Der Impuls, höflich abzulehnen, währte nur kurz, und Therese sagte: »Danke. Ich komme gerne mit.« Dann erblickte sie auf der Theke einen Kuchen in Zellophan, einen Obstkuchen, der aussah wie ein großer brauner Ziegelstein, bedeckt mit roten Kirschen, und sie kaufte ihn als Geschenk für Mrs. Robichek.

Das Haus sah aus wie das, in dem Therese wohnte, allerdings aus Brownstone und viel dunkler und trostloser. Im Treppenhaus war es finster, und als Mrs. Robichek im Flur des dritten Stocks das Licht einschaltete, sah Therese, dass es in dem Haus nicht sehr sauber war. Mrs. Robicheks Zimmer war auch nicht sehr sauber, und das Bett war ungemacht. Stand sie so müde auf, wie sie zu Bett ging?, fragte sich Therese. Sie stand mitten im Raum, während Mrs. Robichek sich mit schleppendem Schritt zur Kochnische bewegte, die Einkäufe in der Hand, die sie Therese abgenommen hatte. Therese hatte den Eindruck, dass sie sich jetzt, zu Hause, wo sie niemand sehen konnte, erlaubte, so erschöpft auszusehen, wie sie tatsächlich war.

Später konnte Therese sich nicht erinnern, wie es dazu gekommen war. Sie konnte sich auch nicht an das Gespräch unmittelbar vorher erinnern; das Gespräch war ohnehin unerheblich. Was geschah, war, dass Mrs. Robichek sonderbar zurückwich, wie in Trance, und plötzlich murmelte, statt laut zu sprechen, und sich dann rücklings auf das ungemachte Bett legte. Das ununterbrochene Gemurmeln, das schwache, verzeihungheischende Lächeln und die entsetzliche, erschreckende Hässlichkeit des schweren, untersetzten Körpers mit dem hervorquellenden Unterleib im Verein mit dem bittend geneigten Kopf, der sie noch immer höflich anblickte, benahmen ihr jedes Vermögen zuzuhören.

»Ich hatte mein eigenes Schneidergeschäft in Queens. Oh, so ein schönes Geschäft«, sagte Mrs. Robichek; Therese hörte den leise prahlerischen Unterton und lauschte nun unversehens doch, wenn auch voller Widerwillen. »Sie wissen schon, die Kleider mit dem V in der Taille und den

kleinen Knöpfen darüber. Vor drei oder fünf Jahren, Sie wissen schon –« Mrs. Robichek hielt ihre steifen Finger un-
gelenk über ihre Taille gespreizt. Die kurzen Finger um-
fassten kaum die Hälfte ihrer Vorderfront. Im schwachen
Licht der Glühbirne, das die Schatten unter ihren Augen
schwarz färbte, sah sie sehr alt aus. »Das hieß Caterina-Stil.
Erinnern Sie sich? Diese Kleider habe ich entworfen. Sie
stammen aus meinem Geschäft in Queens. Und sie sind be-
rühmt, jawohl!«

Mrs. Robichek stand auf und ging zu einer kleinen Truhe
an der Wand. Sie öffnete sie, wobei sie weiterredete, und
entnahm ihr Kleider aus dunklen, schwer wirkenden Stof-
fen, die sie eins nach dem anderen zu Boden fallen ließ. Ein
granatrotes Samtkleid mit weißem Kragen und winzig klei-
nen weißen Knöpfen, die vorn an der schmalen Taille zu
einem V zusammenliefen, hielt Mrs. Robichek in die Höhe.

»Sehen Sie, ich habe sie in rauen Mengen. Ich habe sie
erfunden. Andere haben sie nachgemacht.« Oberhalb des
weißen Kragens, den sie mit ihrem Kinn festhielt, hatte
Mrs. Robichek ihren hässlichen Kopf grotesk schief gelegt.

»Gefällt es Ihnen? Ich schenke es Ihnen. Kommen Sie
her. Kommen Sie her, probieren Sie es an.«

Die Vorstellung, ein Kleid anzuprobieren, fand Therese
abstoßend. Am liebsten wäre ihr gewesen, Mrs. Robichek
hätte sich wieder hingelegt, um sich auszuruhen, doch ge-
horsam stand Therese auf, als hätte sie keinen eigenen Wil-
len, und ging zu Mrs. Robichek.

Mit zitternden und zudringlichen Händen drängte
Mrs. Robichek ihr ein schwarzes Samtkleid auf, und The-
rese wurde mit einem Mal klar, wie sie Kunden im Kaufhaus

bediente, ihnen die Pullover unerwartet über den Kopf zog, denn anders konnte sie diese Handgriffe sicher gar nicht ausführen. Seit vier Jahren arbeite sie schon bei Frankenberg's, hatte Mrs. Robichek gesagt, wie sich Therese erinnerte.

»Gefällt Ihnen das grüne besser? Probieren Sie es an.« Und während Therese noch zögerte, ließ sie es fallen und hob ein anderes auf, das dunkelrote. »Den Mädchen im Kaufhaus habe ich fünf davon verkauft, aber Ihnen schenke ich eines. Ladenhüter, aber nicht aus der Mode. Gefällt Ihnen das hier besser?«

Das rote gefiel Therese besser. Sie mochte Rot, vor allem Granatrot, und roten Samt mochte sie ganz besonders. Mrs. Robichek schubste sie in eine Ecke, wo sie ihre Kleidung ausziehen und auf einen Sessel legen konnte. Aber sie wollte das Kleid nicht, wollte es nicht als Geschenk. Es erinnerte sie an die Kleiderspenden im Internat, an abgelegte Kleidung; sie war dort behandelt worden, als wäre sie eines der Waisenmädchen, aus denen die Hälfte der Schülerschaft bestand und die nie Päckchen von zu Hause bekamen. Therese zog ihren Pullover aus und kam sich ganz nackt vor. Sie umfasste ihre Arme oberhalb der Ellbogen; das Fleisch fühlte sich kalt und empfindungslos an.

»Ich habe genäht«, sagte Mrs. Robichek erinnerungsselig im Selbstgespräch, »oh, wie habe ich genäht, von morgens bis abends! Ich hatte vier Angestellte. Aber meine Augen haben mich im Stich gelassen. Das eine ist blind, dieses hier. Ziehen Sie das Kleid an.« Sie erzählte Therese von der Augenoperation. Das Auge war nicht ganz erblindet. Aber das Leiden war sehr schmerzhaft. Grüner Star. Sie hatte noch

immer Schmerzen. Und dazu kam ihr Rücken. Und ihre Füße. Die entzündeten Ballen.

Therese begriff, dass Mrs. Robichek ihr all ihre Sorgen und ihr Pech erzählte, damit sie verstand, warum Mrs. Robichek so tief gesunken war, dass sie in einem Kaufhaus arbeitete.

»Passt es?«, fragte Mrs. Robichek ermunternd.

Therese sah in den Spiegel an der Kleiderschranttür. Er zeigte eine lange dünne Gestalt mit schmalem Kopf, dessen Umriss in Flammen zu stehen schien, ein hellgelbes Feuer, das in leuchtendrote Streifen auf beiden Schultern überging. Das Kleid hing in senkrechten Falten fast bis zu ihren Knöcheln. Es war das Kleid einer Königin im Märchen, roter als Blut. Sie trat einen Schritt zurück, hielt das zu weite Kleid an ihrem Rücken zusammen, sodass es an Brustkorb und Taille eng anlag, und blickte in ihre eigenen haselnussbraunen Augen im Spiegel. Sie begegnete sich selbst. Das hier war sie, nicht das Mädchen in dem langweiligen karierten Rock und dem beigefarbenen Pullover, nicht das Mädchen, das in der Spielwarenabteilung von Frankenberg's arbeitete.

»Gefällt es Ihnen?«, fragte Mrs. Robichek.

Therese betrachtete den überraschend ruhigen Mund, dessen Form sie deutlich erkennen konnte, obwohl sie nicht mehr Lippenstift trug, als wenn jemand sie geküsst hätte. Sie wünschte, sie könnte die Person im Spiegel küssen und zum Leben erwecken, verharrte jedoch so reglos wie ein gemaltes Porträt.

»Wenn es Ihnen gefällt, behalten Sie es«, forderte Mrs. Robichek sie ungeduldig auf; sie beobachtete sie aus der Ent-

fernung, lauerte am Schrank, wie Verkäuferinnen lauern, während die Kundinnen Mäntel und Kleider vor dem Spiegel im Kaufhaus anprobieren.

Doch es wäre nicht von Bestand, das wusste Therese. Sie würde sich bewegen, und es wäre vorbei. Selbst wenn sie das Kleid behielte, wäre es vorbei, weil es die Sache eines Augenblicks war, dieses Augenblicks. Sie wollte das Kleid nicht. Sie versuchte sich das Kleid in ihrem Wandschrank zu Hause vorzustellen, zwischen ihrer übrigen Kleidung, und konnte es nicht. Sie begann die Knöpfe aufzuknöpfen, den Kragen abzunehmen.

»Es gefällt Ihnen, oder?«, fragte Mrs. Robichek so ermunternd wie nur möglich.

»Ja«, sagte Therese entschieden und ehrlich.

Sie konnte den Verschluss hinten am Kragen nicht aufhaken. Mrs. Robichek musste ihr helfen; sie konnte es kaum abwarten. Ihr war zumute, als würde sie erdrosselt. Was tat sie hier? Wie hatte sie so ein Kleid anziehen können? Mit einem Mal kamen ihr Mrs. Robichek und deren Wohnung wie ein scheußlicher Traum vor, von dem sie erst jetzt merkte, dass sie ihn träumte. Mrs. Robichek war die buckelige Wärterin des Verlieses. Und sie, Therese, war hergebracht worden, um hier gefoltert zu werden.

»Was ist los? Haben Sie sich an einer Nadel gestochen?« Therese öffnete die Lippen, um zu sprechen, doch ihr Geist weilte zu weit weg. Er befand sich in weiter Ferne, in einem fernen Strudel, der sich auf die Szene in dem schwach beleuchteten entsetzlichen Zimmer öffnete, wo sie beide in verzweifelter Nahkampf gefangen schienen. Und als sie sah, wo ihr Geist sich in diesem Strudel befand, erkannte

sie, dass das Fürchterliche die Hoffnungslosigkeit war, nichts anderes. Die Hoffnungslosigkeit des kranken Körpers Mrs. Robicheks und ihrer Arbeit in dem Kaufhaus, des Kleiderhaufens in ihrer Truhe und ihrer Hässlichkeit, die Hoffnungslosigkeit, die ihr Lebensende unbarmherzig kennzeichnete. Und ihre eigene Hoffnungslosigkeit, die Gewissheit, dass sie niemals die Person sein würde, die sie sein wollte, niemals tun würde, was diese Person getan hätte. War ihr ganzes Leben nur ein Traum gewesen und dies hier die Realität? Der Schrecken dieser Hoffnungslosigkeit war so übermächtig, dass sie am liebsten das Kleid ausgezogen hätte und entflohen wäre, bevor es zu spät war, bevor sich die Ketten um sie schlossen.

Vielleicht war es auch schon zu spät. Wie in einem Albtraum stand Therese in ihrem weißen Unterrock zitternd im Raum, außerstande, sich zu rühren.

»Was haben Sie? Ist Ihnen kalt? Hier ist es warm.«

Es war warm. Die Heizung zischte. Im Zimmer roch es nach Knoblauch, nach Medizin, dem Modergeruch des Alters und nach der eigentümlich metallischen Ausdünstung, die zu Mrs. Robichek gehörte. Therese wollte sich auf den Sessel fallen lassen, auf dem ihr Rock und ihr Pullover lagen. Wenn sie auf ihrer eigenen Kleidung lag, dachte sie, wäre es vielleicht nicht so schlimm. Aber besser sollte sie sich gar nicht erst hinlegen. Wenn sie es täte, wäre es um sie geschehen. Die Kette würde einschnappen, und sie wäre mit der Buckligen vereint.

Therese zitterte am ganzen Körper. Sie hatte sich plötzlich nicht mehr in der Gewalt. Es war Schüttelfrost, nicht lediglich Furchtsamkeit oder Müdigkeit.

»Setzen Sie sich«, sagte Mrs. Robicheks Stimme aus der Ferne und mit so erschreckendem Gleichmut und einer Gelassenheit, als wäre sie es gewohnt, dass Mädchen in ihrem Zimmer in Ohnmacht fielen, und ebenfalls aus der Ferne kamen ihre trockenen, aufgerauten Fingerspitzen und drückten Thereses Arm.

Therese wehrte sich gegen den Sessel, weil sie wusste, dass sie ihm erliegen würde, und sogar im Wissen, dass sie sich aus ebendiesem Grund von ihm angezogen fühlte. Sie ließ sich in den Sessel fallen, spürte, wie Mrs. Robichek an ihrem Rock zerrte, um ihn unter ihr wegzuziehen, aber sie war zu keiner Bewegung fähig. Dennoch war ihr Bewusstsein völlig ungetrübt, ihr Denkvermögen ungemindert, obwohl die dunklen Sessellehnen ihr die Sicht versperreten.

Mrs. Robichek sagte gerade: »Sie müssen im Kaufhaus zu viel stehen. In der Weihnachtszeit ist es hart. Ich habe vier Weihnachten erlebt. Sie müssen lernen, Ihre Kräfte ein bisschen zu schonen.«

Sich die Treppe hinuntermühen, indem man sich am Treppengeländer festhält. Die Kräfte schonen, indem man in der Kantine seinen Lunch isst. Die Schuhe von den Füßen mit den entzündeten Ballen streifen, so wie die Frauen, die nebeneinander auf dem Heizkörper in der Damentoilette kauerten, sich ein Stückchen Heizkörper erkämpften, um die Zeitung darauf zu legen und sich für fünf Minuten hinzusetzen.

Thereses Verstand arbeitete ganz klar. Es war verblüffend, wie klar er arbeitete, wenn man bedachte, dass sie mit leerem Blick vor sich hin starrte und dass sie sich nicht rühren konnte, selbst wenn sie es gewollt hätte.

»Sie sind nur müde, Sie armes junges Ding«, sagte Mrs. Robichek und steckte ihr eine Wolldecke um die Schultern herum fest. »Sie müssen sich ausruhen, weil Sie den ganzen Tag stehen mussten und heute auch noch am Abend stehen mussten.«

Eine Zeile von Richards T.S. Eliot kam Therese in den Sinn. *So hatte ich es nicht gemeint. So nicht, so nicht, so nicht.* Sie wollte die Worte sagen, konnte ihre Lippen aber nicht dazu bringen. In ihrem Mund war etwas Süßes, Brennendes. Mrs. Robichek stand vor ihr, träufelte etwas aus einer Flasche auf einen Löffel und steckte ihr den Löffel zwischen die Lippen. Therese schluckte gehorsam und hätte auch geschluckt, wenn es Gift gewesen wäre. Jetzt konnte sie ihre Lippen bewegen, konnte sie den Sessel verlassen, doch jetzt wollte sie sich nicht rühren. Zuletzt lehnte sie sich zurück, ließ sich von Mrs. Robichek mit der Decke zudecken und stellte sich schlafend. Doch heimlich beobachtete sie die buckelige Gestalt, die sich in dem Zimmer zu schaffen machte, den Tisch abdeckte und sich auszog, um ins Bett zu gehen. Sie beobachtete, wie Mrs. Robichek ein großes Schnürkorsett ablegte und danach ein Riemengebilde, das ihre Schultern und einen Teil ihres Rückens bekleidete. Da schloss Therese voller Grauen die Augen und hielt sie fest geschlossen, bis das Quietschen der Bettfedern und ein langer, stöhnender Seufzer ihr verrieten, dass Mrs. Robichek zu Bett gegangen war. Aber das war noch nicht alles. Mrs. Robichek griff nach dem Wecker, zog ihn auf und tastete, ohne den Kopf vom Kissen zu heben, mit dem Wecker nach dem Stuhl neben dem Bett. Im Dunkel konnte Therese den Arm fast nicht erkennen, der sich

viermal hob und senkte, bis er mit dem Wecker den Stuhl fand.

Ich werde fünfzehn Minuten abwarten, bis sie eingeschlafen ist, und dann gehe ich, dachte Therese.

Und weil sie müde war, spannte sie alle Fasern ihres Körpers an und wehrte die Benommenheitsschübe ab, die so plötzlich kamen und wie ein Fallen waren, die sich jede Nacht lange vor dem Schlaf einstellten und ihn zugleich ankündigten. Sie blieben fort. Und nach einer Zeitspanne, die sie für fünfzehn Minuten hielt, kleidete Therese sich leise an und ging leise zur Tür hinaus. Alles in allem war es nicht schwer, einfach die Tür zu öffnen und zu entkommen. Es war nicht schwer, dachte sie, weil sie in Wahrheit gar nicht entkam.